

Wo bitte geht's nach Belarus? – Meine Reisen in die unbekannteste Mitte Europas

von Ingo Petz

„An den kalten Wellen der Düna war ich Byzantiner und hieß Juri, doch in Krakau, wohin es mich nach europäischem Wissen gezogen hatte, hieß ich lateinisch Franzyschak. In Wahrheit aber war ich weder Juri noch Franzyschak, sondern ich war der freie, unabhängige Geist, den ihr sucht, ein allgemein menschlicher Geist, nur in weißruthenischer Haut. Macht euch nach ihm auf die Suche!“

Franzyschak Skaryna (1486-1541)

Wer zum ersten Mal nach Belarus reist, hat kaum eine Vorstellung davon, in was für eine fantastische Welt er sich begibt. Im Sommer 1995 reiste auch ich zum ersten Mal nach Belarus. Ich studierte damals Osteuropäische Geschichte und Slawistik und wollte die russische Sprache dort lernen, wo sie gesprochen wurde. Von dem osteuropäischen Land zwischen Warschau und Moskau wusste ich nicht viel. Eigentlich nur dies: die Republik Belarus war ein sehr junger Staat, der wie viele ehemalige Sowjetrepubliken 1991 zu seiner Unabhängigkeit gelangt war. Ich wusste nichts von der wunderbaren Wald-, Weiden-, und Seen-Landschaft dieses in Europa zentral gelegenen Landes, nichts von seiner bewegten, aufwühlenden Geschichte und bunten Kulturlandschaft. Nichts davon, dass Belarus die Heimat berühmter Persönlichkeiten wie beispielsweise Richard Kapuczinski, Marc Chagall, Adam Mickiewicz, Igor Strawinsky, Fjodor Dostojewskij war – oder ihrer Vorfahren. Der erste israelische Präsident Chaim Weizman und auch der aktuelle Präsident Israels, Shimon Peres, wurden auf belarussischem Territorium geboren.

Ich konnte mir dieses Land beim besten Willen nicht vorstellen. Mit Belarus assoziierte ich so gut wie nichts. Lediglich eine krude Mischung aus Sowjet-Kitsch und -Gigantomanie, verrosteten Fabriken, schlechter Luft, Armeen von grauen Plattenbauten und vielen Kugelstoßerinnen. Ehrlich gesagt eine recht dünne Ausbeute für ein Land, das geografisch gesehen eine sehr zentrale Lage in Europa einnimmt und mit fast zehn

Millionen Einwohnern kein kleines Land ist. Eine Ausbeute, die nicht nur zeigt, dass Belarus ein sehr junger Staat ist, sondern auch beweist, wie sehr wir in unserem Wissen über Länder von nationalen Geschichtsschreibungen und nationalem Denken geprägt sind. Belarus ist immer noch auf der Suche nach einer „eigenen“ Identität, einer „eigenen“ Geschichtsschreibung. Ohne die hat es ein Land, das mit sich hadert, schwer, von anderen Nationalstaaten als einer der ihren wahrgenommen zu werden. Das alte törichte Urteil von Karl Marx und Friedrich Engels, die Belarussen zu den „geschichtslosen Völkern“ zählten, würden wohl auch heute noch viele unterschreiben.

Nach Italien, in die USA oder nach Frankreich reist man, weil man es will, weil man es sich wünscht, weil man sich vorstellen kann, wohin man reist. Weil man das Kolosseum, New York oder den Eiffelturm sehen will. Weil man die freiheitsliebenden Amerikaner und die leichtlebigen Franzosen kennen lernen will. Menschen brauchen Stereotype, Zeichen und Assoziationen, um sich in der Welt orientieren zu können. Wie will man aber auf Belarus kommen, wenn es keine Zeichen oder Schilder gibt, die einen Weg dorthin weisen? Wie will man aber direkt nach Belarus gelangen, wenn auch die Vielzahl der Bezeichnungen des Landes, die es beispielsweise im Deutschen oder Englischen mit Weißrussland, Weißruthenien, Belarus, Belorussland, Belarus oder Whiterussia gibt, nur das Vage, Ungenaue, Ungefähre, das dieses Land für den Außenstehenden beschreibt, nur noch mehr betonen? Nach Belarus kann einen deshalb wohl nur der Zufall oder das Schicksal bringen. Heute allerdings weiß man um die Existenz von Belarus. Ironischerweise dank des autokratischen Präsidenten Aleksander Lukaschenko (wr. Aljaksandr Lukaschenka), der Belarus seit 1994 mit harter Hand regiert und seine Heimat als „die letzte Diktatur Europas“ oder „Schandfleck Europas“ in der Welt bekannt gemacht hat. Bezeichnungen, die einem aber nicht gerade Lust machen, nach Belarus zu reisen.

Auch mich führte der Zufall nach Belarus. Ein sehr mächtiger Zufall. Denn Belarus hat mich nie wieder losgelassen. 15 Jahre reise ich nun dorthin und ich werde nicht müde, mich für das unscheinbare Land am Rande Europas zu interessieren. Ich hatte mal die feste Überzeugung, dass man sich nicht in Länder verlieben kann. Zu abstrakt schien mir diese Vorstellung. Aber in Belarus, so kann ich heute sagen, habe ich mich verliebt. Nicht sofort, sondern sukzessive. Heute werde ich von einer großen Vorfreude gepackt, wenn ich dorthin reise. Ich spüre Begeisterung in mir aufsteigen, wenn ich

wieder einmal den hypnotisierenden Minsker Himmel sehe, der wie ein Meer über der Stadt schwebt. Natürlich ist dies auch eine Hassliebe, wenn ich sehe, wie unbedarft und ignorant das Land sich seiner letzten Kulturdenkmäler beraubt, sich so wenig um seine Kultur und Sprache sorgt und kümmert und die eigene Identität mit Füßen tritt. Wahrscheinlich muss man ein wenig masochistisch veranlagt sein, um sich mit Ländern, die das Schicksal wie eine Waschtrommel durchgerüttelt hat, zu beschäftigen. Dies ist ein Versuch zu ergründen, wie es zu dieser seltsamen Liebe gekommen ist.

Wer nach Belarus reist, braucht Neugier, Abenteuergeist, einen langen Atem, Geduld und ein gutes Auge für den Unterschied und das Detail. Nur Weniges in Belarus ist offensichtlich. Belarus offenbart sich dem Reisenden nur sehr langsam. Das Land war in seiner über 1000-jährigen Geschichte immer wieder Schauplatz von Krieg, Zerstörung, Vertreibung, Deportation, Terror und Genozid. Jede Form des Leids, das die europäische Geschichte kennt, hat seine traurige Spur in Belarus hinterlassen. Belarus, so kann man sagen, ist ein Dinosaurier-Abdruck europäischer Leidensgeschichte. Aber wer weiß das schon? Allein dem Zweiten Weltkrieg, zu dessen Ende Belarus regelrecht ausgelöscht war, ist jeder vierte Belaruse zum Opfer gefallen. Dörfer und Städte wurden vernichtet, die Juden, oft mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung, ermordet. Nachdem Stalin die Intelligenzija in den Dreißigern hingerichtet hatte, wurde der Rest der Elite im Krieg umgebracht. Belarus war seiner Geschichte beraubt – und seiner Zukunft. Deswegen gibt es heute nur wenige Zeugen und Denkmäler, die einem etwas von der älteren Kultur und Geschichte des Landes erzählen könnten und an denen sich die Identität wie eine Klette empor ranken kann.

Belarus kam vor seiner Unabhängigkeit im Jahr 1991 nie in den Genuss einer Eigenstaatlichkeit – bis auf eine kurze Episode im Jahr 1918. Es wurde fast immer von anderen beherrscht – und damit auch seine Geschichtsschreibung und Mythenbildung. Der ohnehin schwach ausgebildete, nur auf einer dünnen Schicht von Intelligenzlern und Enthusiasten begrenzte belarussische Nationalismus musste in der Hochzeit der Nationen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem mit Polen und Russland konkurrieren und zog, wie der Politologe Waler Bulhakau gezeigt hat, aus verschiedenen Gründen den Kürzeren. Belarus hat in seiner Geschichte sehr häufig Pech gehabt. Auch deswegen hat der belarussische Künstler Artur Klinau (russ. Artur Klinow) sein Land des Öfteren „ein Land der Verlierer“ genannt. „Wer interessiert sich

schon für Verlierer“, sagt Klinau. „Verlieren ist einfach nicht sexy.“ Im heutigen Belarus ist deshalb vor allem das Erbe der letzten Beherrscher offensichtlich – das russisch-sowjetische. Jeder, der dorthin fährt, nimmt Belarus vor allem als „sozialistisches Freilichtmuseum“ und „irgendwie russisch geartetes Land“ wahr, dessen Bewohner nicht so recht zu wissen scheinen, wer sie sind. Beim Abriss des „Eisernen Vorhanges“, so scheint es, ist die belarussische Insel vergessen worden. Lukaschenko hat diesen Eindruck mit seiner Isolationspolitik und seinem Neo-Sowjetismus nur noch verstärkt.

Der deutsche Journalist Wolfgang Büscher schreibt in seinem Buch „Berlin-Moskau: Eine Reise zu Fuß“, „Weißrussland“ sei „das komplizierteste Land der Welt“. Vielleicht stimmt das ja. Obwohl Komplexität doch immer nur eine Frage der Perspektive ist. Ein wenig ärgerlich ist dieser Satz trotzdem. Ärgerlich, weil man Belarus sehr häufig mit negativen Assoziationen versieht: Sowjetunion, Tschernobyl, Diktatur. In Belarus scheint eine Katastrophe die nächste zu jagen. Viele halten Belarus für politisch krank, anachronistisch, öde, ja sogar finster. Und wer will schon ein Land kennenlernen, das in unserer Wahrnehmung vor allem kompliziert und katastrophal ist?

Sicher, Belarus ist nicht einfach. Wenn man sich Belarus als einen Menschen mit Eigenschaften vorstellen würde, wäre Belarus ganz sicher ein junger Zauderer, phlegmatisch, unentschlossen, unsicher, wenig selbstbewusst. Ein Land, wenn man so will, in der Dauerpubertät, auf der Suche nach einer „eigenen“ Geschichte, einer „eigenen“ Identität zwischen einem russisch-sowjetischen und einem ostmitteleuropäischen Erbe, zwischen West- und Osteuropa. Ein Land in einem schwer definierbaren Übergangsprozess, das schlecht versteht, was es ist, wo es herkommt und nicht wirklich weiß, wohin es will. „Belarus braucht einen Psychiater“, hat eine gute Freundin in Minsk einmal zu mir gesagt. „Es ist nicht so, dass wir nicht wissen, wer wir sind. Es ist vielmehr so, dass wir nicht akzeptieren, wer wir sind.“

Vielleicht ist es mit Ländern wie mit Menschen. Man umgibt sich lieber mit denen, die sich ihrer sicher sind, die ihren Platz gefunden haben, die wissen, wer sie sind und was sie wollen. Die Zweifler sind nicht gern gesehen, weil sie ihr Gegenüber selber zum Zweifeln zwingen und zum Sich-in-Frage-Stellen. Mit den Zweiflern fühlt man sich eher unwohl. So ist es mit Belarus. Je häufiger man nach Belarus reist, desto mehr bemerkt man, wie sehr Belarus an einem selbst nagt – mit seinem schwer definierbaren

Zustand. Es kratzt auch an der eigenen Identität. Belarus wirft viele Fragen auf, ohne einfache Antworten geben zu können. Wobei es selbstredend auf solch komplexe Gebilde wie Länder und Staaten nie einfache Antworten geben kann. Aber der Mensch sehnt sich nach einer Scheinwelt aus einfachen Antworten, die ihn krisensicher durch das Leben führen. Und Belarus ist eines der Länder, die sich einer Scheinwelt und Stereotypisierung am heftigsten verweigern.

Ein Bekannter, der mir vor dem Studium der Slawistik und Osteuropäischen Geschichte das kyrillische Alphabet beigebracht hatte, spielte mein Schicksal. Er hatte meine erste Reise nach Belarus organisiert. Weil er als Dolmetscher über Kontakte zum Minsker Kinderkrankenhaus verfügte, wo ich ein Praktikum machen konnte. Um mein Russisch zu verbessern. So kam es, dass ich 1995 erstmals nach Belarus reiste. Es war ein heißer Sommer. Ich fuhr mit dem Bus, um die lange Strecke von Köln nach Minsk besser als das erleben zu können, als was ich mir diese Fahrt vorstellte: als eine Reise in eine andere Welt. Bereits im Bus lernte ich von den jungen Belarussen die ersten russischen Schimpfwörter. Wir tranken Bier und lachten zusammen auf den damals noch sehr holprigen belarussischen Straßen. Ich weiß noch, mit was für einer fiebrigen Aufregung und Erwartung ich meinem ersten ex-sowjetischen Land begegnete. Ich wusste nicht viel über die ersten stürmischen Jahre der national-demokratischen Öffnung und der wirtschaftlichen Krise, die Belarus zwischen 1991 und 1994 erlebt hatte. Aber ich kann mich noch gut an das Gewusel auf den Minsker Straßen erinnern. Es gab unzählige Kioske, die als kleinste ökonomische Einheiten eines sich entwickelnden freien Marktes die Straßen der Hauptstadt besetzt hatten und mit ihren bunten Produkten einen frischen, grellen Kontrast zu den grau-braunen Beton-Landschaften der Minsker Schlafstädte darstellten. Minsk schien mir eine vitale Stadt zu sein. Der Sommer brachte die Hauptstadt und seine Parks und Grünanlagen zum Strahlen. Die Sonne tauchte die gelben Stalin-Bauten in ein mediterranes Orange. Wer schon einmal im Winter in der belarussischen Hauptstadt war, kennt den überwältigenden Unterschied, den das winterliche im Vergleich zum sommerlichen Minsk vermittelt. Sicher ist Minsk nicht Paris oder St. Petersburg. Dennoch hat die fast 1000 Jahre alte Stadt ihre untrüglichen Reize, die bis dato wohl am besten in Artur Klinaus Buch „Sonnenstadt der Träume“ beschrieben worden sind.

Sehr schnell traf ich auf sehr herzliche Menschen, die schon auf mich gewartet zu haben schienen. Denn so empfingen sie mich. Mit offenen Armen, gedeckten Tischen und vollen Gläsern. Wer nach Belarus reist, wird willkommen geheißen. Die Belarussen freuen sich über Reisende und Gäste. Man kommt sich immer vor wie der erste Reisende, der sich in die „unbekannte Mitte Europas“ gewagt hat. Und wenn man das Land und seine Menschen verlässt, lässt es einen nicht mehr los. Wahrscheinlich damit man nicht vergisst, wie einsam und unerkannt die Belarussen am Rande Europas leben. Bei einem Besuch in Brest habe ich einmal einen Priester einer dortigen Unierten Kirche kennengelernt. Der gebürtige Russe, der aber schon seit über 20 Jahren in Belarus lebte, sagte mir: „Die Belarussen sind wirklich ein sehr einsames Volk. Weißt du warum? Niemand lacht über sie. Es gibt keine Witze, die ihre Nachbarn über sie erzählen. Nur Belarussen können über Belarussen lachen. Es ist, als würden sie nicht existieren.“

Meine neuen Bekannten waren zumeist Studenten, die sich wie ich für Rockmusik interessierten. Wir tranken zusammen, fuhren aufs Land, durchstreiften gemeinsam die Wiesen, Wälder und Felder, genossen unsere Jugend an den Ufern des Naratsch-Sees (russ. Narotsch). Ich erlebte meine erste belarussische Entenjagd an einem abgelegenen Fluss, zu der wir in einem alten, voll bepackten Lada ruckelten. Ich auf dem Rücksitz zwischen Gewehren und Verpflegung eingequetscht und glücklich berauscht auf die immer gerade Straße starrend, während der russische Barde Wladimir Wysotzki aus den Lautsprechern krächzte. So fuhren wir dem belarussischen Horizont entgegen, schweigend, melancholisch verharrend in der Gegenwärtigkeit der belarussischen Landschaft, die unsere Fahrt wie ein Seidentuch umwehte. In Belarus habe ich einige der schönsten Sommer erlebt. Deswegen ist Belarus in meiner Erinnerung vor allem ein sommerliches Land, das nach frisch gemähem Heu, Birken, Apfelbäumen und Schaschlik duftet.

Meine neuen Freunde gefielen mir. Sie waren offen, interessiert und hatten einen erschlagenden Humor. Und das, obwohl sich das belarussische Leben in jener Zeit von der einen auf die andere Sekunde verändern konnte. Weil die Belarussen auch in ihrer bewegten Geschichte derart häufig zum Spielball des Schicksals geworden waren, schienen sie mir auch demütiger und vor allem gelassener gegenüber dem Leben zu sein. Mir gefielen die schrägen, vom Leben gezeichneten Biografien der Menschen, die

mir interessanter erschienen als unsere geradlinigen, wohlstandsverwöhnten Lebenswege im Westen. Niemand sah in mir den reichen Westler oder Touristen. Wir zogen durch die nächtlichen Straßen von Minsk, in denen es damals noch sehr wenige Cafés und Kneipen gab, saßen in Parks, unterhielten uns so, wie wir es am besten konnten. Ich in gebrochenem Russisch. Wadim, Sascha und Saweli in gebrochenem Deutsch beziehungsweise Englisch. Nicht irgendein Wissen, nicht irgendwelche Assoziationen, sondern meine Freunde und Bekannten bildeten in jener Zeit mein Belarus.

Mir gefiel das Leben in Belarus, das deftige Essen und auch die harten Getränke. Und es gefiel mir, mehrmals im Jahr meinen erstaunten Eltern und deutschen Freunden verkünden zu können, dass ich mich wieder einmal nach Belarus aufmachen würde. In ein Land, das üblicherweise keine Bilder, keine Wörter in den Köpfen hervorrief. Ein Niemand-Land, das in gewisser Weise „mein Land“ war, weil ich es entdecken konnte und von meinen Reisen in Deutschland berichten konnte, ohne dass alle mit den Köpfen nickten, um zu bedeuten, dass sie das alles schon gesehen und gehört hätten. Manchmal kam ich mir vor wie ein James Cook, wenn auch ein sehr kleiner, der bei der Suche nach Neuland auf Belarus gestoßen war. Neuland, das ich nun beschreiben konnte – als einer der ersten Menschen. Wer nach Belarus reist, hat keine Vorbilder. Er findet keine ausgetretenen Wege vor, sondern betritt neue Wege. Belarus war exotisch. Und in gewisser Weise war es sogar exotischer als Vietnam. Nicht etwa, weil die belarussische Kultur derart fremd war, sondern weil es in Europa lag, einen großen Katzensprung, rund 900 Kilometer von Berlin entfernt – ein gänzlich unbekanntes, ja unsichtbares Land.

Mein historisches Interesse für Osteuropa war früh geweckt worden. Eben weil man als junger West-Deutscher wenig wusste über die Länder jenseits des „Eisernen Vorhanges“, der Europa seit dem Zweiten Weltkrieg teilte. In der Schule hatte man vor allem von Peter dem Großen, von der Russischen Revolution, von Lenin und Stalin gehört. Mein Vater hatte mein Interesse an der Geschichte immer gefördert, zwar nicht durch intellektuelle Belehrungen, aber durch seine Liebe für Burgen, Schlösser und Schauplätze der beiden Weltkriege. Ich weiß noch, wie ich mich in den Achtzigern häufig gefragt habe, was sich hinter dem riesigen geheimnisvollen altrosa-farbenem Fleck, der die Sowjetunion auf der Landkarte der ARD-Tagesschau darstellte, verbarg.

Meine Tante war Mitte der Achtziger in der Sowjetunion gewesen und hatte dort auf ihrer Reise „armen Kindern“, wie sie erzählte, Kugelschreiber geschenkt und den ein oder anderen Wodka getrunken. Viel mehr wusste ich nicht über die ehemaligen Länder der Sowjetunion. Belarus nahm auch ich wie viele West-Europäer lediglich als ein post-sowjetisches Land und russisches Anhängsel wahr. Die gewaltigen neo-klassizistischen Gebäude entlang des Franzyschak Skaryna-Prospektes in Minsk, die ich während meiner ersten Reisen sah, die endlosen Trabantenstädte, die wilden Kolchosen, die vielen Denkmäler, die dem Zweiten Weltkrieg gewidmet waren, die alte Puschkin rezitierende Wächterin in dem Studentenwohnheim, das ich während meines Aufenthaltes in Minsk bewohnte, schienen mich in meinem törichtem Wissen zu bestärken. Wie selbstverständlich fragte ich mich nicht, welche Geschichte Belarus vor der Zeit der Sowjetunion gehabt haben könnte. Belarus, so schien es mir, war zusammen mit der Sowjetunion vom Himmel gefallen.

Wie viele Reisende, die zum ersten Mal nach Belarus kommen, habe ich so zunächst das offensichtliche sowjetische bzw. das russischsprachige Belarus wahrgenommen. Meine Freunde sprachen Russisch, hörten russische Musik, kauften auf Russisch ein, erzählten sich russische Witze. Die Menschen auf den Straßen sprachen Russisch, Lukaschenko sprach Russisch – wenn auch ein schlechtes. Ich hatte zwar davon gehört, dass es eine belarussische Sprache gab. Aber die schien mir vor allem ein Fall für Sprachwissenschaftler, Straßenschilder und alte Frauen zu sein. Dass jemand Belarussisch sprechen sollte, kam mir aus einem unerfindlichen Grund absurd vor. Seltsamerweise bin ich damals auch nie wirklich auf die Idee gekommen, meine Freunde zu fragen, ob sie denn auch Belarussisch sprachen. So selbstverständlich war es für mich, dass Belarus als vermeintliches „Brudervolk der Russen“ doch eigentlich immer ein Teil Russlands bzw. der Sowjetunion gewesen sein musste. Wie mir später erst aufging, hatte die sowjetische Ideologie nicht nur die eigenen Menschen entscheidend beeinflusst, sondern auch mich, einen jungen West-Deutschen, der fernab der Sowjetunion und ihres unmittelbaren Einflussbereiches in der Nähe der holländischen Grenze bei Aachen aufgewachsen war. Außerdem haben das transatlantische Bündnis, die kulturelle West-Orientierung der Bundesrepublik, die Propaganda des Kalten Krieges und jahrhundertealte Ressentiments dazu geführt, dass man all die „Übergangslandschaften“ Ost- und Mitteleuropas vergaß – die quirligen,

geheimnisvollen multi-kulturellen und -konfessionellen Welten, wie sie beispielsweise die Schriftsteller Joseph Roth oder Bruno Schulz in ihren Romanen beschrieben haben und wie sie in den vergangenen Jahren von Schriftstellern wie Andrej Stasiuk oder Jurij Andruchowytch wiederentdeckt werden. Welten, die in Litauen, Polen und der Ukraine aufgegangen sind. Auch Belarus ist Teil dieser vergessenen und ignorierten europäischen Welt, eines kulturellen Schmelztiegels, der von Belarussen, Russen, Polen, Litauern, Ukrainern, Juden und Tataren belebt wurde. Bei der Gründung der Belarussischen Sozialistischen Republik im Jahr 1919 wurde dieser Multi-Ethnizität noch Rechnung getragen. Denn als Staatssprachen wurden Polnisch, Belarussisch, Jiddisch und Russisch festgelegt. Vielleicht wäre es heute deshalb klüger, die Geschichte von Belarus nicht als eine Nationalgeschichte sondern als die Geschichte eines europäischen Kulturraumes zu schreiben. Damit würde man auch dem Umstand genügen, dass die heutigen Grenzen des belarussischen Staates nur sehr vage Erkenntnis darüber liefern, in welchem Raum sich „belarussische“ Geschichte zugetragen hat.

Eine Mischung aus Ignoranz, Arroganz, Gleichgültigkeit, Angst und Misstrauen prägen bis heute die Haltung west-europäischer Länder gegenüber Mittel- und Osteuropa. Wie hatte Konrad Adenauer gesagt? „Hinter der Elbe beginnt die asiatische Steppe.“ Der renommierte Historiker Hans-Ulrich Wehler hat um die Jahrtausendwende mehrmals erklärt, dass „Weißrussland, die Ukraine, und Russland nie zu Europa gehört“ hätten. Ich habe mich häufig gefragt, warum deutsche Intellektuelle und Betroffenheitsverwalter, die sich gern und häufig zu Menschenrechtsverletzungen und Demokratiedefiziten in China oder Russland äußern, sich nie über das Lukaschenko-Regime echauffierten. Zumindest ist mir kein Ausruf der Empörung von Günter Grass und Co. in Erinnerung geblieben. Gelegenheiten dies zu tun, hat es während der Herrschaft Lukaschenkos ausreichend gegeben. Und immerhin, so will man meinen, liegt Belarus ja in Europa und nicht hinter dem Mond. Wahrscheinlich ist es aber so, dass gerade für die Generation der älteren Westeuropäer die Sowjetunion und ihr einstiger Raum als diffuse politisch-kulturelle Einheit immer noch besteht. So erinnere ich mich an einen Artikel des Dramatikers Rolf Hochhuth in der Frankfurter Rundschau, in dem er den Ukrainern vorhielt, dass sie doch immer schon Russen gewesen seien. Und wie peinlich war es mir, als meine belarussischen Freunde deutschen Journalisten immer wieder erklären mussten, warum sie nicht Russisch,

sondern ihre eigene Sprache sprechen wollten. Nicht selten wurde ihnen dann ein radikaler Nationalismus unterstellt. Wie absurd! Man legt offensichtlich nur widerwillig die russozentrische Brille ab, mit der wir jahrzehntelang auf Mittel- und Osteuropa geschaut haben. Man gewöhnt sich nur langsam an die neue Landkarte mit all ihren neuen Staaten und Kulturen und ihrem schweren historisch-politischen Erbe.

Nach meinem ersten Besuch reiste ich jedes Jahr nach Belarus, häufig sogar zweimal jährlich. Belarus wurde zu meinem Hobby, dann zu meiner Leidenschaft. Im Sommer 1997 sollte sich mein Bild von Belarus schließlich grundlegend verändern. Mein Freund Wadim hatte mich eines Morgens auf den Besuch seines Schwagers vorbereitet. „Der wird dich gleich abholen. Er will dir was zeigen. Schau selbst, was er für einer ist.“ Wadims Worte klangen geheimnisvoll und mysteriös. Ein paar Stunden später stand ein kleiner Mann mit lustigen Augen und einer markanten Nase vor der Tür. Er sagte: „Hallo. Ich bin Igor und ich mache dich nun mit einem anderen Belarus bekannt.“ Igor war vielleicht 40 Jahre alt, er hatte als Ingenieur in der Uhren-Fabrik von Minsk gearbeitet und hatte, wie so viele nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, sein eigenes Geschäft gegründet. „Import-Export“ wie er sagte. Er wurde mein Lehrer für belarussische Geschichte und Kultur, er öffnete mir die Augen für den „Archipel Belarus“ (Walentin Akudowitsch, wr. Waljanzyn Akudowitsch), der in dem russischsprachigen Meer von Belarus existierte.

Mit Igors klapprigem Lada-Kombi fuhren wir in die Randbezirke von Minsk, in das Wäldchen Kurapaty (russ. Kuropaty). Dort hatte ein Team von Archäologen unter Leitung des späteren national-konservativen Politikers Sjanon Pas’njak im Jahr 1988 Massengräber untersucht. Bis zu 100.000 Belarussen waren dort zwischen den hohen Kiefern in den Jahren 1937 bis 1941 vom sowjetischen NKWD erschossen worden – vor allem Mitglieder der Intelligenz, die Generation der Belarussen, die bis Ende der Zwanziger, bevor Stalin der nationalen Kulturpolitik ein Ende machte, enthusiastisch für ihre Kultur eingetreten war. Pas’njaks Entdeckung löste eine Welle der Wut und Empörung in Belarus aus, hatten die sowjetischen Machthaber doch stets erklärt, dass in den Gräbern Opfer der Nazi-Okkupation lagen. Für so manchen Belarussen war jene furchtbare Entdeckung ein Erweckungserlebnis. „Für mich war die Entdeckung der Gräber ein Schock“, sagte Igor. „Nicht weil ich glaubte, dass die Sowjetunion ein tolles Land war. Den Glauben hatte ich eigentlich nie. Aber ich hatte plötzlich ein Gefühl der

Verpflichtung, mich für mein Land und meine wahre Geschichte interessieren zu müssen. Damit so etwas nicht wieder geschieht. In der Sowjetunion haben wir ja nichts über uns gelernt. Da hieß es nur, dass wir sozialistische Menschen seien und Russisch sprechen sollten.“ Der Ausflug zu diesem grausigen Ort und Igors enthusiastisches Erzählen hatten an meinem Interesse und meiner Neugier gerüttelt – für ein Land, das nur wenig über sich selbst zu wissen schien.

Fortan verbrachte ich viel Zeit mit Igor und seiner Familie, in der vor allem Belarussisch gesprochen wurde. Mit Igor reiste ich durch Belarus, und ich weiß noch, welch große Augen ich machte, als ich das Renaissance-Schloss von Mir oder den barocken Palast der Radziwills in Njaswisch (russ. Neswisch) erblickte. Ich erfuhr, dass viele belarussische Städte in der Vergangenheit zu einem großen Teil jüdisch geprägt waren, dass selbst Minsk das Magdeburger Stadtrecht besessen hatte. Dass Franzyschak Skaryna, ein weitgereister Intellektueller und Gelehrter im Zeitalter der Renaissance, der erste Buchdrucker der Slawen gewesen war. Ich lernte, dass es tatsächlich einen Unterschied machte, ob man sich mit den Augen eines Russisch- oder Belarussischsprachigen in Minsk oder eben Minsk bewegte – weil man tatsächlich zwei verschiedene Städte erleben konnte. Einen Umstand, den der Musiker Ljawon Wol'ski für seine Band „N.R.M.“ in dem Lied „Mensk-Minsk“ beschrieben hat. Igor und ich fuhren nach Nawahrudak (russ. Nowogrudok), einer Kleinstadt, die im 13. Jahrhundert die Hauptstadt des Großfürstentums Litauen gewesen war. Ich erfuhr, dass dies die Heimat des Dichters Adam Mickiewicz war, der in Polen als Nationaldichter verehrt wird, der aber auch von Litauern und Belarussen als einer der ihren beansprucht wird. Mickiewicz stammte aus der belarussischen Schljachta, dem Landadel der Rzespospolita, zu der viele der heutigen belarussischen Gebiete gehörten. Als Vertreter seines Standes sprach und schrieb er selbstverständlich Polnisch, konnte mit aller Wahrscheinlichkeit aber auch Belarussisch. Ganz einfach, weil dies die Sprache der Landbevölkerung war, deren Zugehörige sich zu aller Verwirrung nicht „Belarussen“ nannten, sondern „Litwiny“ oder „Litauer“. Mickiewicz' Epos „Pan Tadeusz“ eröffnet mit den Zeilen „Litauen, mein Vaterland“. War Mickiewicz aber nun Pole, Litauer oder Belaruse? Wahrscheinlich war er von allem etwas. Allerdings hat Mickiewicz wohl kaum in unseren klar abgesteckten nationalen Kategorien gedacht. Er war, wie zu seiner Zeit üblich, mehrsprachig. Die Sprache war zu jener Zeit nicht Ausdruck eines national

umrissenen Kulturraumes. Sie war eher Ausdruck von sozialen und konfessionellen Identitäten, die man nach Anlässen entsprechend wechseln konnte. Zudem meinte Mickiewicz mit seinem „Litauen“ nicht den Staat Litauen, den wir heute kennen. Mit „Litauen“ oder „Litwa“ bezeichnete der Dichter im engeren Sinn seine Heimat und im weiteren Sinn jenen westlichen Teil des „Großfürstentums Litauen“, das seit 1386 in einer Union mit dem Königreich Polen sukzessive aufgegangen war. Das Polnische bildete Sprache und Kultur der adligen Elite dieses gewaltigen Staatswesens, das der 1795 geborene Mickiewicz allerdings nie erlebt hatte. Mit den Teilungen Polens war seine Heimat an das russische Zarenreich gefallen, sein „Litauen“ blieb eine Sehnsucht, ein Traum. Mit Hilfe seiner Sprache, dem Polnischen, versuchte Mickiewicz diese Heimat zurückzuerlangen und ebnete somit den Weg zum polnischen Nationalismus. Als mir Igor all diese komplexen Zusammenhänge zu erläutern versuchte, rauchte mir der Kopf. Aber diese Überlagerung von Identitäten und Kulturen wurmt und quält mich bis heute. Unsere national gezimmerten Schubladen-Gehirne scheinen für solche Phänomene nicht geschaffen zu sein. Eine Lösung für die vertrackten Grundlagen der belarussischen Identität zu finden, kam mir lange Zeit vor wie die Suche nach einer geheimen Weltformel.

All dies waren für mich echte Entdeckungen. Offensichtlich hatte Belarus eine Geschichte, die von der Gegenwärtigkeit des Russischen und Sowjetischen verdeckt wurde. Eine Geschichte, die mir nahe war und die Teil der europäischen Identität war. Eine Geschichte, die vom Lukaschenko-Regime verachtet und bekämpft wurde. Ich begann fieberhaft Informationen über diese verschüttete Geschichte zu sammeln. Das war gar nicht leicht, weil es nicht viele Informationen gab und man die Buchhandlungen und Orte in Minsk kennen musste, wo man die Bücher kaufen konnte, die nicht nur die „sowjetische“ Interpretation der belarussischen Geschichte zum Thema hatten. Bei jeder neuen Entdeckung hatte ich aber das erhebende Gefühl, mein Belarus-Puzzle ein Stück weit vervollständigen zu können. Nicht nur mein Belarus-Puzzle, sondern auch ein europäisches Puzzle. Denn Belarus war nicht nur durch das Leid, das die europäische Geschichte über den belarussischen Kulturraum gebracht hatte, mit Europa verbunden, sondern auch durch alte Handelswege, durch Ideen oder persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen. Ich staunte beispielsweise sehr, als mir der belarussische Rockstar Ljawon Wol'ski erklärte, dass er deutsche Wurzeln habe. Seine

Familie sei vor 300 Jahren in das Baltikum ausgewandert. Von dort nach Petersburg und schließlich nach Minsk. Wol'skis Großvater hatte noch Friedrich mit Vatersnamen geheißt. Diese Verbindungen waren dem alten Europa, das der Zweite Weltkrieg mit seinen verheerenden Folgen vernichtet hatte, geläufig. Mir waren sie es nicht mehr. Deswegen war ich ob solcher Entdeckungen so verwundert.

1998 traf ich schließlich Sjarhej Sacharau, einen Studenten, der Konzerte für belarussischsprachige Bands und Musiker organisierte. Ich wusste damals noch nicht, dass es in Belarus eine subkulturelle Szene gab. Eben weil ich noch niemanden getroffen hatte, der mir davon hätte berichten können. Sjarhej war so jemand, ein quirliger Schlacks mit vielen Ideen. Er nahm mich mit in die Kleinstadt Maladsetschna (russ. Molodetschno), unweit von Minsk. An diesem Tag sah ich mein erstes Rockkonzert in Belarus – mit Bands, die auf Belarussisch sangen. Rund 2000 Jugendliche tanzten, jubelten, sangen, bis die örtliche Miliz den Stecker zog und das Konzert für beendet erklärte. Soweit ich mich erinnern kann, weil der Sänger von der Band „Bes Bileta“ „Fuck Lukaschenko“ in die Menge gerufen hatte. Wital Supranowitsch, der Mitstreiter von Sjarhej, war darauf verhaftet worden. Genau wie eine Reihe anderer Jugendlicher, die die Polizisten teilweise an den Haaren aus der Masse schleiften. Sjarhej, seine Freunde und ich marschierten daraufhin zur Miliz-Station, um zu erfahren, was mit den Verhafteten passieren würde. Allerdings erfuhren wir nur von einem dicklichen, offensichtlich angetrunkenen Polizei-Chef, dass „alle wegen Satanismus“ verhaftet worden seien. Von dem Mut und der Bestimmtheit, mit der Sjarhej sein Recht bei der Miliz einforderte, war ich überwältigt. Mir dagegen, der mit solch extremen Situationen noch nie konfrontiert worden war, schlug das Herz vor Aufregung. Auch hatte mich die Energie, die Bands wie die Punk-Grunge-Formation N.R.M. auf der Bühne entfacht hatten, begeistert. In Belarus, stellte ich fest, war Rockmusik nicht nur Ausdruck einer kommerziellen Pose wie im Westen, sondern eine Haltung. Weil Belarus ein autokratisch regiertes Land war, hatten Bands wie Ulis, Krama oder Neuro Dsjubel etwas, für das sie sich einsetzen, für das sie kämpfen konnten: für ihre vom Lukaschenko-Staat de facto unterdrückte belarussische Sprache, für die Freiheit auf ein selbstbestimmtes Leben, für freie Meinungsäußerung oder für das Recht auf Widerstand. Wahrscheinlich war es letzten Endes die eigentlich schlichte Einsicht darüber, dass die Freiheiten, die wir im Westen genossen, nicht

selbstverständlich waren, die mich dazu trieb, mich noch intensiver mit Belarus und mit den Menschen zu beschäftigen, die ihre belarussische Heimat verändern wollten. Ich entdeckte, dass es neben der tumben Staatskultur, die das Russische und Sowjetische als eine leere Hülle für einen autoritären Staat favorisierte, eine sehr lebendige Parallelwelt gab. Eine zweite Welt, die zwar zahlenmäßig kleiner sein mochte als die Welt der Russischsprachigen, die aber vor Vitalität, Kraft, Energie und Überlebenswille strotzte. Als Journalist hatte ich mein Thema gefunden.

Aus meiner über zehnjährigen Arbeit als Journalist weiß ich, dass es immer noch schwierig ist, ein belarussisches Thema an die Medien zu verkaufen, vor allem, wenn es nicht den gängigen Klischees entspricht. Aber es ist nicht mehr so schwierig wie es einmal war. Es gibt mittlerweile eine nicht zu unterschätzende Zahl an Belarus-Interessierten und Osteuropa-Enthusiasten im deutschsprachigen Raum. Über 600 deutsche NGOs haben Belarus zum Thema ihrer Arbeit gemacht. Sie alle fordern eine qualitativ-hochwertige Berichterstattung und Informationen über Belarus. Gleichzeitig sorgen sie dafür, dass Belarus im Sturm der großen Schlagzeilen und Politik nicht vergessen wird. Es gibt mittlerweile einschlägige geschichts- und politikwissenschaftliche Aufsätze und Bücher über Belarus. Es gibt gute Artikel und Berichte, zumindest in den Qualitätsmedien. Auch das war vor fünfzehn Jahren noch anders. Damals musste man gute deutschsprachige Informationen über Belarus noch wie Nadeln im Heuhaufen suchen. Die einzige deutschsprachige Monografie über Belarus war zu jener Zeit „Weißruthenien – Volk und Land“ von Eugen Freiherr von Engelhardt – aus dem Jahr 1943.

Belarus ist ein europäischer Kulturschatz, der lohnt, dass man ihn birgt. Das Land hat einen der reichsten Märchen- und Legendenschätze unter den slawischen Völkern – und eine starke poetische Tradition, deren vielleicht sprachmächtigster Vertreter, Ryhor Baradulin, noch lebt. Es gibt eine spannende Literatur, die mit ihren Klassikern Jakub Kolas, Janka Kupala, Maksim Harezki, Uladsimir Karatkewitsch oder Wassil Bykau (russ. Wasil' Bykow) ihren Platz in der europäischen Literatur verdient. Das Belarussische, mit seinen starken Einflüssen aus dem Baltischen, Polnischen, Ukrainischen, Russischen und Jiddischen, ist ein klarer Spiegel der historisch-kulturellen Entwicklung des Landes. Eine Sprache, die vor allem in den vergangenen Jahren wieder zu neuer Lebenskraft gelangt ist.

Und dann diese herrliche Landschaft! Die ist sicher nicht so spektakulär wie die eines Grand Canyon in den USA oder der Fjordlands in Neuseeland. Dafür ist sie aber von einer Sanftheit und Harmonie geprägt, die einen wundern lässt, warum gerade diese Landschaft zum Schauplatz von so viel Leid und Tragik wurde. Belarus besitzt Hunderte Seen, die aus dem Weltall wie uralte Augen in die Gegenwart starren, hier liegt das Palessje (russ. Poles'je), die größte Moor- und Sumpflandschaft Europas, die auch die „Meere Herodots“ genannt wird und deren torfiger Duft einen bis in die Träume verfolgt. Und nirgends hängt der Himmel so hypnotisierend hoch wie hier, am Rande Europas. Wer die Faszination, die von Belarus ausgeht, verstehen will, muss nur nach Pinsk fahren, diese alte Stadt im Süd-Westen von Belarus. Eine freie Stadt, die immer in Blickweite Polens und der Ukraine lag, die in ihrer Geschichte häufig ihre Herren wechselte und in der wohl nicht zufällig der große polnische Reporter Richard Kapuczinski geboren wurde, ein Mann, der in seinem Leben einen scharfen Blick und eine klare Sprache für das Andere, für das Unterschied-machende Detail entwickelt hat. Eben weil er aus einer vielschichtigen Grenzregion stammte. Man sollte Wizebsk (russ. Witebsk) besuchen, wo Marc Chagall Ende des 19. Jahrhunderts als Moïcha Sacharawitsch Schahalau geboren wurde. Eigentlich erinnert in der ost-belarussischen Stadt nichts mehr an die Zeit, als Wizebsk ein bedeutendes Handels- und Kunstzentrum war. Aber man kann dort das Geburtshaus Chagalls besuchen, ein altes Holzhaus am Rande der Stadt, in dem es leider keine einzige Originalarbeit Chagalls gibt und in dem selbst die Erinnerung an Chagall seltsam fremd und weit entfernt erscheint. So als gehöre sie nicht zu diesem Ort. Nirgendwo sonst bekommt man eine solche Ahnung davon, dass Belarus einerseits zum kulturellen Europa gehört, andererseits aber so weit von Europa entfernt ist. An Orten wie diesem scheint es, dass Belarus vor allem sich selbst sehr fremd ist.

Es sind solche widersprüchlichen Orte, die den Belarus-Reisenden immer wieder anziehen, die neue Welten und neue Vorstellungen öffnen. Sie öffnen die Augen, nicht nur für das Leid, das die europäische Geschichte hervorgebracht hat, sondern auch für die nationalen Verwerfungen, die Brüche, die Narben, die Widersprüche, die kulturelle Vielschichtigkeit, das Neben- und Übereinander von Identitäten und Konfessionen, die Mehrsprachigkeit, die noch immer in den alten und neuen Grenz-Gebieten Europas besteht. „Der Reichtum Europas“, hat der Historiker Karl Schlögel geschrieben,

„bemisst sich nach seinen Übergangslandschaften.“ Belarus stellt die richtigen Fragen an die europäische Identität. Es kann erklären, was es bedeutet, Europäer zu sein. Deswegen bin ich fest davon überzeugt, dass mich Belarus zum Schriftsteller und letzten Endes auch zum Europäer gemacht hat.

Literatur:

Büscher, Wolfgang: Berlin-Moskau. Eine Reise zu Fuß. Berlin 2004

Die junge Eiche. Klassische belorussische Erzählungen. Hrsg. v. *Norbert Randow*. Leipzig 1987

Freiherr von Engelhardt, Eugen: Weißruthenien, Volk und Land. 1943

Kolas, Jakus: Märchen des Lebens. Berlin 1988

Roberts, Nigel: Belarus (Country Guides). Bucks 2008

Störche über den Sümpfen. Belorussische Erzähler. Hrsg. v. *Norbert Randow*. Berlin 1971